

Das peruanische Dschungelbuch

Von Freddy Widmer (Text und Fotos)



Ein kleiner Tümpel in einem kleinen Stück Regenwald; Landschaft im Gleichgewicht, Harmonie in der «grünen Hölle».

Solltest du jedoch am Amazonas einmal zu viel getrunken haben und beim Schwimmen unwillkürlich urinieren, so hält dich jeder heimatlose Candiru, angezogen vom Geruch, für einen grossen Fisch und schwimmt aufgeregt deinen Urinstrom hinauf, hinein in deine Harnröhre wie ein Wurm in sein Loch, hebt seine Kiemendeckel und stellt eine Reihe rückwärtsgerichteter Stacheln auf. Dagegen ist dann nichts mehr zu machen. Der Schmerz, heisst es, sei von ganz besonderer Art. Man muss in ein Krankenhaus, bevor die Blase platzt, und dort einen Chirurgen bitten, den Penis abzunchmen.»

Danke für die Warnung.

Immerhin geht die Reise zum Amazonas, auch wenn die drei Flüsse, an denen wir uns einen Monat lang aufhalten werden, nicht Amazonas heissen und das Land nicht Brasilien ist, wie mans in einer vagen Vorstellung von Amazonien vielleicht vermutete, sondern Peru; ja, das Wasser der drei fliesst nicht einmal gerade nach Norden, dorthin, wo der Amazonas seine Wasser vor allem sammelt, sondern fliesst nach Osten, Südosten, hinein nach Bolivien, und erst dann in einem grossen Bogen nordwärts. Weite, weite Wege, bis das Wasser als Amazonas fliesst. Aber das Gebiet, aus dem das Wasser herkommt, heisst schon Amazonien. Und die sonderbare Laune der Topografie, die das Wasser zunächst nach Süden zwingt, hat diese äusserste Region des Amazonas-Beckens zu einer ganz besonderen gemacht. Zu einer artenreichen; und zu einer schwer zugänglichen. Diese zweite Qualität hat ihre erstere

Der Terminus vom «sterbenden Regenwald» ist nicht korrekt: Nichts ist lebendiger, nichts ist schöner im Gleichgewicht als Regenwald; Regenwald kann nicht sterben, zu gut funktionieren seine Kreisläufe.

Wo er nicht mehr lebt, ist er nicht gestorben; sondern kaputtgemacht worden. Eine Reportage aus einem Stück «Selva», das weitgehend intakt ist.

weitgehend erhalten. Wir sind im Südosten Perus; die nächstgrössere Stadt ist Cuzco, die grosse alte Inkahauptstadt; sie liegt in den Anden, etwa 3400 Meter über Meer, auf dem Camion (wenn überhaupt möglich) und mit dem Kanu etwa drei Tage, mit dem Flugzeug eine knappe Flugstunde von Puerto Maldonado entfernt. Das Pionierstädtchen Puerto Maldonado liegt nur mehr knapp 300 Meter über Meer, ist Hauptort des Departements Madre de Dios. Und Ausgangspunkt für unsere weiteren Reisen flussaufwärts. Und unsere Flüsse sind der Rio de las Piedras, der Rio Manu und der Rio Tambopata (vgl. Kasten Seite 5); drei Kapitel des peruanischen Dschungelbuchs.

Wir nehmen die eingangs zitierte Warnung ernst. REDMOND O'HANLON hat sie uns mitgegeben, früherer Literaturprofessor aus Oxford, später ein ziemlich verwegen Reisender, ein brillanter Autor danach. Er spricht die Warnung aus in seinem *Dschungelbuch*¹, das er nach einer Reise in einen andern Teil Amazoniens

geschrieben hat; aber das Buch ist auch dann gültig, wenn die Reise in eine andere Abteilung der südamerikanischen Dschungel-Bibliothek geht. Garantiert zuverlässig ist unser zweiter geschriebener Begleiter; «Mein Wald am Ufer des grossen Flusses» heisst er, und geschrieben hat ihn SEBASTIÃO BASTOS², ein Amazonas-Indianer. Da lockt uns unter anderem dieses Versprechen: «Nachdem wir mehr als eine Woche ohne jeden menschlichen Kontakt geblieben waren, wurde mir bewusst, dass der Urwald trotz der Hitze, der Stechmücken und der Ameisen in seiner unverhüllten Grausamkeit gastlicher und aufrichtiger war als all die Städte voller Lügner, Räuber und Banditen.»

KLEIN UND GROSS

Wir hatten ja gewusst, dass die Gefahren, so es denn solche geben sollte, von den kleinen Dingen ausgehen. Hatten gewusst, dass uns nicht der Jaguar ins Genick springt, hatten gewusst,

dass uns nicht eine Anakonda zu Tode würgt, keine tollwütende Affenbande zerzaust, dass uns nicht ein Rudel Wildschweine in den Waldboden stampft, dass uns nicht die Kaimane zerlegen und verspeisen und auch nicht befürchtet, dass ein Schwarm Pirañas von unseren geschätzten 86 Kilo mitteleuropäischer Biomasse nichts anderes übrig lassen würde als ein ordentlich gesäubertes Skelett. Wir wussten, dass die wirklich gefährlichen Dinge die sind, die uns wörtlich unter die Haut gehen können. «Natürlich gibt es alle Arten von Durchfall und Amöbenruhr, Gelbfieber, Schwarzwasser- und Denguefieber, Malaria, Cholera, Typhus, Tollwut, Hepatitis und Tuberkulose – und noch ein paar ganz besondere Extras dazu», fährt Redmond O'Hanlon in seiner Warnung vor dem Unsichtbaren fort.

Und dann ist es unvermittelt doch Grosses, das «unter die Haut» geht: nachts auf dem Rückweg ins Camp, geschätzte zehn Meter links vom Pfad und einen halben Meter über Grund – zwei Augen? Und wenn ja, von wem? Vom Ozelot? Zu klein. Aber dann wäre es ja... und ein paar Tage später, früh am Nachmittag, sehen wir ihn dann in seiner ganzen Grösse: 50, 60 Meter vor unserem flussabwärts tuckernden Boot steigt der Jaguar aus dem Fluss, federt über die Kiesbank und geht dorthin, wo er sich am wohlsten fühlt und wo er seinen Teil beizutragen hat zu dieser ewigen Balance zwischen Jäger und Gejagtem, zwischen vermeintlich Starken und vermeintlich Schwachen, zwischen Kommen und Gehen, zwischen Leben und Sterben; «hier ist alles in einem vollendeten Gleichgewicht, auch wenn der Mensch die Art dieses Gleichgewichts nicht immer versteht», schreibt Bastos.

Wir versuchen, wenigstens zu verstehen, und merken, dass uns Kleines genauso faszinieren kann wie Grosses. Nach verräterischem Ra-

Fortsetzung auf der nächsten Seite. →

LITERATUR

1 REDMOND O'HANLON: *Redmonds Dschungelbuch*; dtv (Engl. Originalausgabe: *In Trouble again*).

2 SEBASTIÃO BASTOS: *Mein Wald am Ufer des grossen Flusses*; Lamuv-Taschenbuch.

Freiwilligenarbeit für die Natur

Nicht für Wissenschaftler gedacht, aber auch nicht für Touristen: Die Naturschutzexpeditionen, die «Biosphere Expeditions»* organisiert, suchen andere Teilnehmer: Sie suchen Menschen, die primär an Tier- und Artenschutz interessiert sind; die zweitens bereit sind, an einer der derzeit vier Destinationen Arbeit zu leisten, die den wissenschaftlichen Projekten an Ort und Stelle dient; die drittens bereit sind, nicht nur auf ein Mitarbeiterhonorar zu verzichten, sondern für ihre Freiwilligenarbeit auch noch zu bezahlen, die dazu ihre Anreise selbst organisieren; die schliesslich bereit sind, während ihrer mindestens zweiwöchigen Feldarbeit auf jenen «Komfort» zu verzichten, von dem der Pauschal-tourist nicht einmal annehmen würde, dass es sich dabei um Komfort handeln könnte; etwa täglich mit Flusswasser duschen zu können, haben wir bei der (schweisstreibenden) Arbeit am Rio Las Piedras in Peru bereits als unvermuteten Luxus empfunden.

Die Qualitäten einer Biosphere-Expedition sind andere; sie stehen in keinem Katalog, sie werden von keinem Fonds garantiert, sie werden erlebt, in der Gruppe der «Naturarbeiter», zusammen mit Fachleuten, und immer in der Natur, im Idealfall in weitgehend intakter Natur.

«Biosphere Expeditions» (BE) wurde 1998 als gemeinnütziger Verein gegründet und hat seinen Sitz in Grossbritannien. BE ist kein Reiseveranstalter, bietet keine Touren an, lässt so genannte Touristenattraktionen links liegen, ist konsequent Naturschutz- und Forschungsorganisation mit dem Anspruch, Laien an langfristigen Projekten mitarbeiten zu lassen, die von einheimischen Wissenschaftlern geleitet und von Menschen des Gastlandes (etwa in der Funktion der Köchin, des Bootsführers, des Urwaldkenners, des Spurensuchers) begleitet werden. Durchaus legitim dabei, dass die Teilnahme an einer Expedition unter «Ferien» gehen darf; die Arbeit von «Biosphere Expeditions» ist diesbezüglich jedenfalls gut positioniert: kurz nach dem UNO-Jahr der Freiwilligenarbeit (2001) und im Jahr des Ökotourismus (2002). Nach mitteleuropäischer Interpretation allerdings ist Ökotourismus ein sanfter, ein alle Ressourcen schonender Tourismus; eine Reise von Europa nach Peru verstehen wir also nicht als Ökotourismus – der Flug verdirbt da schon die ganze Bilanz. Im Engli-

schon und Spanischen dagegen wird «Ökotourismus» eher als Naturtourismus verstanden; die Organisation «Biosphere Expeditions» ist sich dieser Problematik durchaus bewusst und versucht, durch Spenden die CO₂-Expeditionsbilanz wieder in eine Balance zu bringen.

In den wenigen Jahren seiner Tätigkeit ist «Biosphere Expeditions» (zumindest in Grossbritannien) bereits so weit etabliert, dass Wissenschaftler bei BE um «Unterstützung» nachfragen; Voraussetzung ist, dass ihre Projekte Arbeit für Laien ermöglichen, dass es sich dabei um Feldarbeit handelt, dass diese Arbeit mit Tieren zu tun hat, schliesslich, dass das Projekt etwas Lockendes, Inspirierendes hat: «Für ein Projekt mit Flechten oder mit Mücken hätten wir wahrscheinlich schon Mühe, Teilnehmer zu finden», präzisiert BE-Geschäftsführer und Biologe MATTHIAS HAMMER, aber ein Projekt mit Geparden in Afrika oder Säugetieren und Papageien in Amazonien fülle sich fast von alleine. Aber BE ist nicht bestrebt, die Gruppen von maximal 12 Personen möglichst mühelos zu füllen; BE orientiert sich immer an den Zielen der Wissenschaftler. Zu den Wissenschaftlern und ihren Projekten fliesst (in Form von Ausrüstung und Mitarbeiterlöhnen) auch etwa ein Drittel des Geldes, das die Teilnehmer beitragen; mit einem weiteren Drittel werden die BE-Löhne bestritten; das restliche Drittel geht in die Recherche nach neuen Projekten des Naturschutzes. Die «Teilnehmer» an den BE-Projekten sind übrigens nur zu etwa 40 Prozent Naturarbeiter, dagegen zu etwa 60 Prozent Naturarbeiterinnen. FW

* **INFORMATION.** Biosphere Expeditions, Sprat's Water, The Broads National Park, Suffolk NR 33 8BP, Grossbritannien. Tel 044 1502 58 30 85. – Fax 0044 1502 58 74 14. – E-Mail: info@biosphereexpeditions.org. – Web: www.biosphere-expeditions.org – Büro Deutschland: Tel. 0049 7127 980242. – Fax 0049 7127 8878776. – E-Mail: deutschland@biosphere-expeditions.org – Web: www.biosphere-expeditions.org

DAS PROGRAMM 2003. Amazoniens Tierwelt, am Rio Las Piedras, Peru (Mai–Juli); im Mai zwei deutschsprachige Teams, Information unter www.biosphere-expeditions.org/jubilaeumsexpedition; Wölfe und Zugvögel in der Ukraine (Aug.–Sept.). – Schneeleoparden im Altaigebirge (Juli–August); Geparden in Namibia (Okt.–Dez.).

PREISE: Zwischen 990 und 1250 Pfund (für zwei Wochen Expeditionsteilnahme; die Anreise ist nicht inbegriffen).



Scheu, sensibel, vom Menschen seiner Schönheit wegen gehezt: Der rote Ara.

Fortsetzung von Seite 3.

scheln und Schnauben und Kieferklopfen nicht weit weg vom Weg hocken wir uns still auf den Boden, sehen uns flüchtig nach einer Fluchtmöglichkeit um – ein solider Ast etwa einen Meter über Grund würde genügen – und warten. Warten. Und dann kommen sie, queren den Pfad – Wildschweine, eines nach dem andern, Muttertiere mit Jungen, wachsamen Machos, unbekümmerte Halbstarke, noch und noch, und noch immer geht die Parade weiter, 103 Tiere zählen wir. Und warten wieder. Warten, bis das Rascheln, Schnauben, Kieferklopfen auf der andern Seite gegangen ist – und riechen nun auch, was wir in seiner ganzen Mächtigkeit gesehen haben. Und nur Minuten später die Faszination des Kleinen, eine weitere Parade, die auch O'Hanlon, freilich aus einer etwas andern Optik, beschrieben hatte: «Ich

fand Gefallen an den Blattschneiderameisen, die Menschenfleisch verschmähen, weil sie ständig vollauf mit ihrer Ernte beschäftigt sind und sauber ausgeschnittene Blattstücke, aufrecht gehalten, wackelnd an uns vorbeibringen.» Dass sie Menschenfleisch verschmähen, ist auch uns recht und macht's leicht, den Blattschneiderameisen bei einer Arbeit zuzusehen, die nicht eigentlich Arbeit ist, sondern Leben. Eine gesäuberte Spur führt uns zunächst zum Baum, wo die Ameisen das Material abbauen, dann zum Bau, wo die Blätter zerkaut werden und den «Humus» bilden für Pilze – die dann wiederum von den Ameisen gefressen werden. Auf kleinstem Raum eine Demonstration dafür, dass das Eine für vieles da ist, dass erst das Viele das Eine ausmacht. Wir fangen an zu verstehen, was unser literarischer Begleiter Sebastião Bastos mit «vollendetem Gleichgewicht» meint.

LEBEN UND STERBEN

Der Jaguar ist nur der prominenteste Garant für das von Bastos beschriebene Gleichgewicht und der, der auf spektakulärste Art dafür sorgt: er springt seine Beute von oben herab an; andere Tiere haben andere Strategien, sie jagen mit Tempo, Tarnung oder Täuschung, jagen mit Ausdauer oder mit List, jagen mit Fallen oder mit Gift, überleben mit eben jenen Mitteln, die sie sich im Laufe der Evolution angeeignet haben und die sich für ihren Lebensraum und ihre Art eben eignen. Mit Hochgeschwindigkeit wie der Kolibri oder mit Behäbigkeit wie

der Brüllaffe. In der grossen Gruppe wie die ewig bekümmert aus dem Fell blickenden Totenkopffäffchen oder eher en famille, wie ein paar Stockwerke höher die überaus sportlichen Klammeraffen. Dennoch, ein Entkommen ist auch mit aller Raffinesse nicht, Garantien gibts



Zwei von über 1000 Arten: Seltener Farbtupfer am Waldboden.

mit keiner Strategie, denn eine andere Art hat bestimmt noch eine bessere; Schreie in der Nacht zeugen immer wieder von diesem ewigen Kreislauf, oder stumm ein Häuflein zerfledderter Tukanfedern am Waldboden, oder, viel unspektakulärer, aber nicht weniger dramatisch, der lange Todeskampf eines Glühwürmchens in den Fängen einer Spinne. Aber auch dieser Tod hat seinen Sinn, auch dieser Tod hilft leben, wie alles in diesem Wald immer anderem hilft, das Grosse dem Kleinen, das Langsame dem Schnellen, das Grobe dem Filigranen, das Unscheinbare dem Bunten, das Starke hilft dem Schwachen, das Wasser den Pflanzen, die Pflanzen dem Leben im Wasser. Und der ganze Wald schliesslich auch dem

Menschen: «Amazonien ist die Universität der Natur und auch die reichhaltigste Apotheke», schreibt Bastos. «Es ist alles da, auch für die Anspruchsvollsten. Worauf es ankommt, ist zu wissen, was man braucht und wo man es findet, wenn man es braucht.» Die Bewohner des kleinen Ortes Ese'eja (was so viel heisst wie «Menschen») versuchen, dieses Wissen zu wahren und weiterzugeben. Ihr Buch *Plantas medicinales de la Selva – Salud para todos* ist in der ganzen Region überaus populär (Heilpflanzen aus dem Regenwald – Gesundheit für alle). Auch der fremde, der weisse aufrecht gehende Zweibeiner hat solches Wissen genutzt; die Pharma-Industrie hat von der «reichhaltigsten Apotheke» schon einiges abgekupfert.

HOLZ UND GOLD

Andererseits ist eben dieser aufrecht gehende Zweibeiner als einziges Wesen in der Lage (und zum Teil auch schon dabei), das von Bastos gelobte Gleichgewicht zu stören. An den Flüssen rund um Puerto Maldonado wird Gold gewaschen, nicht im grossen Stile zwar, aber doch gelangt Quecksilber ins Wasser und damit in die Nahrungskette; vergiftete Fische schwimmen flussauf, werden gefressen von Kaimanen, Riesenottern und Reihern. Das bessere Geschäft ist allerdings jenes mit Holz, auch wenn die Waldarbeiter mit ihren Booten 10, 15, Tage lang zu ihren Arbeitsplätzen flussauf unterwegs sind und noch einmal halb solange zurück nach Maldonado. Objekt der Begierde

FACHBÜCHER

A Field Guide to the Birds of Peru. Von JAMES F. CLEMENTS und NOAM SHANY; Ibis Publishing Company.

Neotropical Rainforest Mammals. A Field Guide. Von LOUISE H. EMMONS; The University of Chicago Press.

Lobo del Rio. Von ELKE STAIB und CHRISTOP SCHENK, 1994.

El Paraiso Amazonico del Peru – Manu. Parque nacional y reserva de la biosfera. Text KIM MACQUARRIE, FOTOS ANDRÉ und CORNELIA BÄRTSCHI. Mit einem Vorwort von JAVIER PÉREZ DE CUÉLLAR. ISBN 84 609 2911-3.

Rio Manu, Rio Piedras, Rio Tambopata

Im Südosten Perus darf der Regenwald zu einem guten Teil noch tun, was er will – und der Mensch kann ihm heute dabei zusehen. Der Geologie ist zu verdanken, dass die Region eine der artenreichsten der Welt geblieben ist: ein weiter Andenbogen mit seinen steilen Ostabhängen hat die Region davor geschützt, besiedelt und ausgebeutet zu werden; es sticht keine leistungsfähige Strasse in die Region. Die Chance, dass der Wald seinen heutigen Zustand bewahren kann, scheint in einigen wissenschaftlichen Projekten zu bestehen, begleitet von einem bescheidenen Tourismus. Die Risiken für die Region andererseits wären Ölvorkommen – oder eben ein ungehemmter Tourismus.

Die geschriebenen und belichteten Bilder dieser Seiten stammen von drei Projekten an drei Flüssen im Südosten Perus: am Manu, am Tambopata und am Piedras.

Das Biosphärenreservat Manu ist ein Gebiet etwa halb so gross wie die Schweiz; ein kleiner Streifen ist Siedlungsgebiet, ein kleiner Streifen ist für Wissenschaftler und einen limitierten Tourismus geöffnet, der grosse Rest ist unzugänglicher Nationalpark, bewohnt nur von den Volksgruppen der Piro und der Machiguenga. Manu erstreckt sich über viele Vegetationszonen, von 4020 m ü. M. hinab bis 365 m ü. M. In seinem Regenwaldgebiet können auf einem Quadratkilometer 200 verschiedene Baumarten stehen; zehn Prozent aller Pflanzen weltweit kommen hier vor; und wo viele Pflanzen sind, sind entsprechend auch viele Tiere: über 200 Säugetierarten (zum Vergleich im Yellowstone: 28), 1000 Vogelarten (USA und Kanada: 800), 1200 verschiedene Schmetterlinge (Europa: 400), und ein einzelner Baum kann bis zu 40 verschiedene Ameisenarten «beherbergen». Der Reichtum der Region brachte sie allerdings auch in Gefahr: Felle von Jaguar, Ozelot und Riesenotter sowie die Häute von Kaimanen wurden zu Tausenden exportiert, bis dies ein Gesetz 1974 endlich untersagte. Seit 1987 ist Manu Weltkulturerbe.

Die Forschungsstation am Rio Tambopata wurde berühmt durch ihre Papageien-Projekte. Papageien sind von Natur aus sensible Tiere, ihre Reproduktionsfähigkeit ist gering, von mehreren Küken ziehen sie immer nur eines auf. Jagd und Handel haben die Bestände der grossen Aras stark dezimiert; weil die unzivilisierten Jäger meist gleich auch noch die Palmen fällten, in deren hohlen Stämmen die Vögel nisten und brüten, gerieten ganze Populationen in Gefahr. In Tambopata haben US-amerikanische Forscher vor gut zehn Jahren damit begonnen, PVC-Röhren in die Baumkronen zu hängen, die von den Vögeln denn auch tatsächlich als Brutplätze akzeptiert wurden; zudem haben sie «überzählige» Jungtiere aus den Nestern geholt, in der Station aufgezogen und wieder entlassen. Beide Programme funktionierten.

Am Rio Piedras schliesslich haben die britische Umweltwissenschaftlerin EMMA TATUM-HUME und ihr Partner, der einheimische Regenwaldkenner JUAN JULIO DURAND TORRES, eine private Station errichtet; sie soll Studenten und Wissenschaftlern, in bescheidenem Masse auch Touristen als Camp dienen. Zunächst geht es am Rio Piedras darum, seine (grossen) Tierbestände zu erfassen; Ziel ist es, beim peruanischen Landwirtschaftsministerium zu erreichen, dass das Waldgebiet, das derzeit noch als «Landwirtschaftszone» gilt, als schützenswerte Zone deklariert wird.

F.W.

Information. Zu Piedras: E-Mail von Emma Tatum-Hume: tambopataexpeditions@yahoo.com
– Zu Tambopata: www.perunature.com



Am Rio de las Piedras: Ein Schwarm roter Aras versorgt sich mit dem verdauungsfördernden Lehm.



Pflanze, Wasser, Tier. Erst die Vielfalt macht das Eine aus; und das Eine ermöglicht die ganze Vielfalt.

ist Mahagoni, dieses dunkle, schwere Holz, das dem Holzfäller derzeit bei sechs Zentimeter Stärke 18 Dollar pro Quadratmeter einbringt. Was es für andere Pflanzen und Tiere des Regenwalds bedeutet, wenn eine einzelne Art radikal entfernt wird, ist nicht erforscht; gravierend aber sind die unmittelbaren, momentanen Immissionen. Der Lärm der Boote und der Sägen schreckt die Tiere, Abfälle werden über den Fluss entsorgt, und neben ihren Holzwerkzeugen haben die Arbeiter auch Angeln und Gewehre dabei, um sich zu ernähren von dem, was im Wasser und im Wald lebt: Fische, Affen, Wildschweine, Tapire, Capibaras, Schildkröten. Und immer wieder werden sinnlos Kaimane abgeschossen im irren Glauben daran, dass dies irgendeinem Gott gefalle und er das Wasser steigen lasse, damit die Arbeiter ihr Holz dann schneller, einfacher, gefahrlos zu Tal flössen können.

MENSCH UND TIER

Einheimischen Siedlern, Farmern, Holzfällern muss es (ebenso wie den internationalen ausbeuterischen Firmen) als unerklärbarer Luxus vorkommen, nicht zu nehmen, was den Wald so reich macht. Europäische und US-amerikanische Wissenschaftler haben längst eingesehen,



Kleines im Grossen, Filigranes unter Grobem; im Regenwald hängt vieles von vielem ab.

dass der grosse Wald und seine ganze Vielfalt dagegen allein nicht stark genug sind; haben eingesehen, dass der Wald und seine Tiere Hilfe brauchen. In der Region um Puerto Maldonado kümmern sich Zoologen seit einem guten Jahrzehnt um zwei Arten, die für die Region als

«Flaggschiff-Tiere» gelten dürfen: die grossen Aras und die Riesenotter.

Ungehemmter Pelzhandel zwischen 1950 und 1970 hatte den Riesenotter beinahe ausgerottet; sein Fell war eines der kostbarsten der Welt, 20 000 Stück wurden in dieser Periode allein aus Peru exportiert. 1990 initiierten die Zoologische Gesellschaft Frankfurt und die Wildbiologische Gesellschaft München ein Forschungs- und Schutzprojekt für den «Lobo del Rio»; der Begriff «lobo» ist eigentlich ein Missverständnis, denn lobo meint nicht nur den Wolf, sondern auch den Seelöwen, dem der Riesenotter im «Gesicht» in der Tat ähnlich sieht; an Geschmeidigkeit und Eleganz übertrifft er diesen, im Wasser und an Land ohnehin. Ihn zu sehen – da vergessen selbst die fanatischsten Birdwatchers ihr normalerweise einzig Objekt im Objektiv.

Riesenotter können bis zu 1,80 m lang und bis zu 30 Kilo schwer werden; sie sind sehr soziale Tiere, leben, schlafen, spielen, jagen in Familien; sie leben in Flüssen oder in jenen Lagunen, die die ewig mäandrierenden Flüsse im Laufe von Jahrzehnten «liegen gelassen» haben. Dass sie täglich bis zu vier Kilo Fisch brauchen, macht ihnen das Überleben nicht leichter; denn heute sind sie weniger durch Jagd bedroht als vielmehr durch den Verlust an Lebensraum.

Wurden die Riesenotter wegen der Nützlichkeit ihrer Felle gejagt, so ist es bei den grossen Aras deren unübertreffliche Schönheit – von der allerdings nicht viel bleibt, wenn so eine geplagte Kreatur allein in einen Käfig gesperrt oder an eine Kette gelegt ist. Einem Schwarm von 50, 60 Vögeln dagegen zusehen zu können, wie er über dem Fluss zwei, drei Runden dreht – ein Bild, das Hühnerhaut macht, ein Bild, wie es die Natur schöner nicht oft hat malen können.

Je seltener die Aras geworden waren, um so höher stiegen im illegalen Handel ihre Preise; und je höher der Preis steigt, umso lukrativer wird es, Jagd auf die Tiere zu machen. Weil die Aras lebenslänglich monogam sind, stirbt schon mit dem Fehlen eines einzigen Vogels ein Ast einer Population; ganz abgesehen davon,

dass die Art eine sehr heikle ist und ihr die Reproduktion von Natur aus schon schwer fällt. Die Aras sind darüber hinaus geradezu ein Paradebeispiel für die Interdependenzen im System Regenwald, für perfektes Überleben und perfektes Zusammenspiel; in diesem Fall nicht mit einer andern Tierart, sondern mit Pflanzen. Auch Pflanzen des Regenwalds



Im Regenwald gibts zwei Verkehrsmittel. Die eigenen Füsse und das Boot.

haben (wie die Tiere) im Laufe der Evolution verschiedene Abwehrstrategien entwickelt, um zu überleben; etwa toxische Substanzen, in der «Absicht», dass ihre Früchte in Ruhe gelassen werden. Nun kommen aber die Aras nicht drum herum, in futtermangelreichen Perioden des Jahres auch Früchte zu fressen, die für sie eigentlich giftig sind; sie tuns dennoch unbeschadet, weil sie ihrerseits wieder ein Mittel gegen die toxischen Substanzen gefunden haben: im Lehm, den sie aus den Steilufern der Flüsse fressen (Foto oben). Dieser Lehm hilft, die Gifte zu binden und auszuscheiden – dass damit auch ihre Samen verteilt werden, hilft wiederum den toxischen Pflanzen.

Noch einmal Sebastião Bastos über diese wunderbaren Vögel: «Ich liebe die Papageien. Das sind Vögel von besonderer Sensibilität. Man sagt, sie seien schwatzhaft. Sie sprechen aber nur, wenn sie Lust danach haben, und vor allem, wenn ihr Partner ihnen sympathisch ist. Ist es wahr, dass die Gespräche verliebter Papageien tage- und nächtelang dauern, ohne dass sie ihr Plappern auch nur für einen Augenblick unterbrechen?»

Wenn der Regenwald nicht leben darf, sind die Aras bei den Ersten, die sterben. ●